

Hans Blumenberg

Ein mögliches

Selbstverständnis

Lebensthemen
suhrkamp taschenbuch
wissenschaft

suhrkamp taschenbuch
wissenschaft 2371

In den letzten Jahren seines Lebens hat Hans Blumenberg eine Auswahl von Glossen zur Publikation zusammengestellt, die über sein »mögliches Selbstverständnis« Auskunft geben sollten. In der schließlich auf zwei Bände verteilten Sammlung ging es um Blumenbergs »Lebensthemen«: die Macht von Begriffen und Metaphern, das Lesen und Verlesen, die Rolle der Zuschauer, den Menschen als Distanzwesen, seine Sterblichkeit, Endzeittümelei und die Schrecknisse reiner Theorie. Die Texte der beiden Bände, die erst aus dem Nachlaß publiziert werden konnten, erscheinen nun in einem Band in einer überarbeiteten Neuausgabe. Sie können als Wegweiser durch Blumenbergs Denken dienen.

Hans Blumenberg (1920-1996) war zuletzt Professor für Philosophie an der Universität Münster. Sein Werk erscheint im Suhrkamp Verlag.

Rüdiger Zill ist Wissenschaftlicher Referent am Einstein Forum in Potsdam. Zuletzt erschien von ihm im Suhrkamp Verlag: *Der absolute Leser. Hans Blumenberg – Eine intellektuelle Biographie* (2020).

Hans Blumenberg
Ein mögliches
Selbstverständnis

Lebensthemen

Neu herausgegeben
von Rüdiger Zill

Suhrkamp

Erste Auflage 2022
suhrkamp taschenbuch wissenschaft 2371
Originalausgabe
© Suhrkamp Verlag AG, Berlin, 2022
Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text
und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.
Umschlag nach Entwürfen
von Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
Druck und Bindung: C. H. Beck, Nördlingen
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-29971-5

www.suhrkamp.de

Inhalt

Einleitung: Das Unselbstverständliche	9
---	---

Ein Futurum

Alles über Futurologie	19
Ein Futurum (Stand: 1990)	20
[Das Überschreiten von Schwellen – hinter denen liegt, worauf es ankommt]	28
Zukunft bleibt Zukunft – in allem Ernst	33
[Ungerechtes Urteil]	36

Endzeittümelei

Ob man sagen darf: »Ich habe Angst!«	39
[Restzeit]	43
Rette, was wer kann!	44
Was wäre, würde Heidegger verstanden?	46
Schnitzlers Weltuntergänge	48
Verlegenheit	50

Selbstbeständigkeit

Ein Leben – eine Identität?	53
Ein Fall von Selbsthintergehung	55
Erinnerung an das verlorene Ich	59
Die Welt hat keinen Namen	63
Durch die ausgeschilderte Welt	73
Gewinn im Verzicht auf absoluten Weltbesitz	77
Für wen einer schreibt	85

Zuschauer

Die Verwerflichkeit des Zuschauers	89
Wie man Zuschauer wird	95

Ohne Scheu Zuschauer sein	106
Der Strom und die Sprachen, von ihm zu sprechen	108
Die Nulldatumchronologie und die Polarisierung der Weltansichten	110
Wobei es nichts zu lachen gab	112
Als es nichts zu sehen gab	115
Vom Vorsprung, den der Schuldmythos gewährt, schuldfähig zu sein	117
Eine Schulidentitätskrise	119

Das Beschreibliche und das Unbeschreibliche

Mihi ipsi scripsi	123
Gleichgültig wann?	132
Die Fiktion des ersten Menschen und des letzten	139
Worte und Sachen	142
Die Suggestion des beinahe Selbstgekonnten	145
Ein Satz Wittgensteins	148
Das Datum	150

Distanzen – Affinitäten

Der verborgene Gott der Phänomenologie	155
Ohne Philosophie nicht leben können – Eine Pathosformel	156
Wie sich das Leben erträgt	159
Eigensinn des Glücks, Umständlichkeit des Verstands	160
Die Langsamkeit der Vernunft	163
Kein Sokrates	171
Das Sein – ein MacGuffin	174
Schnitzlers Philosoph	177
Parallelaktion einer Begriffsbildung	185
[Affinitäten und Dominanzen]	194
Selbstbehandlung	200
Delegation	203

Begriffsversagen

Ein Fall von Realismus	207
Realität ist das selbe und doch nie gleiche, zu dem man zurückkommt	209

Einige Schrecknisse reiner Vernunft

Der Befehl des delphischen Gottes und die Ironie seiner Spätfolgen	213
Die unendliche Theorie	221
Das finale Dilemma des Lesers	223
Die Urstiftung der Vernunft	226
Doppelte Buchführung – Wittgensteins Kriegstagebücher 1914-1916	229
Ergebnis und Erlebnis	237

Grenzfälle. Glossen zu Hebbels Diarium

Zweierlei Umgang mit dem Buch	243
Ein »Faust« für eine Nacht	246
Sämtliche Werke	248
Unverhältnisse	249
Vernichtungen	250
Wie die Spartaner	252
Eine Lücke im Tagebuch – oder: die Kunst, andere tragisch enden zu lassen	254
Falschmünzerei im Gegensinn	256
Symbolisches Lebensmittel	257
Der Preis, wenn es keinen Preis gibt	259
Zeitopfer, Zeitdiebstahl, Zeitraub	261
»Die Langeweile« – ein Drama	264
Todesarten	266
Das Rezept der Unsterblichkeit	268
Und ein Abschied von der Unsterblichkeit	270

Grenz(über)gänger

Die unerträgliche Unsterblichkeit	273
Sinn für Doppelsinn – Verlesungen des Humanisten Montaigne	280
[Ich-bin und Ugleichzeitigkeit]	283
Vorstoß ins ewige Schweigen	288
Paul Valéry's mögliche Welten	296
Thomas Mann 1945	305
Thomas Mann 1955	310
Enttäuschende Grenzgänge	315
Letztes Wort des Zynikers	317
Literatur	319
Nachwort des Herausgebers	326
Nachweise	351
Bildnachweis	354
Namenregister	355
Sachregister	359

Einleitung: Das Unselbstverständliche

Selbstverständnis ist, was man hat, wenn man danach gefragt wird.¹ Aber vorher? Ich fürchte, man bereitet sich zu sehr darauf vor, danach gefragt zu werden. Man ist sich der Entrüstung und der Verachtung bewußt, die man riskiert, wenn man bei Nachfrage mit einer schlichten Besitzlosigkeitsanzeige reagieren müßte. Dürfte man, aufs äußerste gebracht, etwa antworten: Ich habe mich selbst noch nie verstanden, es aber auch noch nicht versucht?

Wer sich dennoch um ein gepflegtes Selbstverständnis sorgt, nimmt vorweg, was ihm zuteil werden könnte, sofern er sich unbesorgt zu anderem geäußert hat: ohne sein Einverständnis auf jenes abgesucht zu werden. Selbstverständnis ist Vorbeugung gegen ungewünschtes Fremdverständnis vom Typus: Was steht hinter wem? Die Zeiten, da man die menscheitsweiten Verschwörungen finsterer Mächte zu kennen hatte und aus obskuren Quellen auch erfuhr, sind vorbei. Die Unbequemlichkeit ist größer geworden, sich im Selbstverständnis über die das Erkennen steuernden Interessen aufzuklären, um sich für raffiniertere neue freizumachen. Daß man es nicht gehabt haben wollte, erweist sich beim Selbstverständnis, sobald man es hat, als Indiz dafür, daß es nichts anderes als das Selbstverständliche gewesen war, das man nicht auf sich beruhen lassen durfte.

Fragt man nun nach dem ›Interesse‹, das man haben könnte, ein Selbstverständnis nicht nur nachzuweisen, sondern auch noch zu besitzen, so liegt mir nahe zu sagen: Es besteht keines. Im Gegenteil: Es stört dabei, das zu verstehen, was man doch vor allem, wenn nicht ausschließlich, verstehen möchte. In einem Anfall von Müdigkeit an der idealistischen Komponente seiner Willensmetaphysik hat Schopenhauer sehr spät, 1848, in den »Spicilegia« notiert: *Die Welt, die Welt, ihr Esel! ist das Problem der Philosophie, die Welt und sonst nichts*. Leider muß der Herausgeber des handschriftlichen Nachlasses vermerken, daß selbst in der privaten Kammer des Philosophen der Ausbruch nicht ungeschoren durchgehen konnte;

1 [Als alternativen Titel hat Blumenberg notiert: »Selbstverständnispflicht«.]

das *ihr Esell*² wurde nachträglich gestrichen. Für einen, der das erst gar nicht hinzuschreiben sich getraute, eine Enttäuschung.

Gibt es eine Rivalität zwischen der Zumutung, man habe sich gefälligst selbst zu verstehen und von seinem Selbstverständnis Rechenschaft zu geben, und der Ungebrochenheit des Verlangens, die Welt und nichts anderes als die Welt zu verstehen? Man kann es sich leicht machen und antworten: Gerade dies, nichts anderes als die Welt verstehen zu wollen, sei eben der Kern eines Selbstverständnisses. Dieses mag sich aus der Unerträglichkeit nähren, ein Leben in einer Welt hinzubringen, aus der man davongehen könnte, ohne sie verstanden zu haben. Nicht die Welt ist die Episode – ich bin es. Daraus könnte alles folgen.

Wäre Selbstverständnis das Resultat von Selbsterkenntnis? Doch wohl kaum. Selbsterkenntnis muß sich mit dem abfinden, was sie vorfindet, sofern sie es findet. Selbstverständnis wird zumeist genommen als Inbegriff von Lebenskonzept und Daseinsprogramm. Es regelt die Selbsteinfügung in öffentliche und private Zusammenhänge, die Verträglichkeit von Wünschen und Absichten – obwohl man bei den Wünschen an die Heimlichkeit nächtlicher Einschleichungen ins Bewußtsein rühren könnte. Versteht sich einer, der seine heimlichen Wünsche zu kennen gelernt hat, besser als einer, der sich sein Wunschprogramm zurechtzimmert und in Absichten übersetzt? Vielleicht ist eine Antwort auf die Frage nach dem Selbstverständnis die, man verstehe sich gerade darin, daß man an sich nichts zu verstehen findet.

So viel Mißtrauen, so viel Philosophie,³ schreibt Nietzsche in der »Fröhlichen Wissenschaft«. Ob man ihm das noch nachsprechen sollte? Es ist wirklich erstaunlich, mit welcher Großzügigkeit sich die Philosophie Mißtrauen geleistet und anderen Disziplinen vorgeführt hat, die daraufhin auch gelegentlich bereit waren, sich in »Grundlagenkrisen« zu stürzen. Erstaunlich ist dies für ein so kurzlebiges Wesen, das sich Mißtrauen nur so weit sollte leisten können, wie es zum Überleben nötig ist. Zweifel durchaus, als das, was uns begreifen, nicht als das, was uns ständig von vorn anfangen läßt.

Aber welches Selbstverständnis kann einer denn haben, der

2 [Arthur Schopenhauer, *Spicilegia*. In: ders., *Der handschriftliche Nachlaß in fünf Bänden*. Frankfurt a. M., Bd. 4, 1974, 302.]

3 [Friedrich Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*. In: ders., *Musarion-Ausgabe*, Bd. 12, 266; KSA, Bd. 3, 580 (5. Buch, § 346).]

nicht von den großen Zweifeln geschüttelt wird, die der Philosophie die Erkenntnistheorie zur Hauptaufgabe gemacht haben? Um die Jahrhundertwende, als die Phänomenologie gegen sie begründet wurde, hießen sie Psychologismus, Historismus, Relativismus, im dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts vor allem Anthropologismus. Welches Selbstverständnis kann einer haben, den der Ideologieverdacht nicht nächtens plagt, dem das Mißtrauen gegen Verblendungszusammenhänge nicht noch am hellen Tage zusetzt? Der aber auch nicht vom großen Vertrauen getragen und gewiegt wird, er könne dem Sinn von Sein um die nächste Ecke der Winkelzüge des Daseins begegnen oder gar auf die Parusie des Seins selbst warten? Was bleibt dem an Selbstverständnis, der von einer Anthropologie nicht fürchtet, sie werde durch Nachweis von Konstanten des Menschlichen den Weg zu dessen Totalveränderung blockieren? So einem können alle sagen, was er nicht ist, und haben dann auch noch recht.

Zum Selbstverständnis eines Philosophen scheint gehörig zu sein, daß er die Frage »Wozu Philosophie?« ernst nimmt. Was aber, wenn nicht? Er könnte meinen, solche Fragen verschwänden, wenn es Philosophie gibt. Deshalb vergewissert sie sich eher, woher sie kommt, als wohin sie geht und wozu sie dient. Daran nämlich läßt sich begreifen, daß sich auch dann nicht beliebig aus- oder einsteigen läßt, sollte die Frage nach dem Wozu nicht zur Zufriedenheit einiger Räte und Beiräte beantwortet werden. Husserls Antwort freilich, er hätte philosophieren müssen und sonst nicht leben können, ist so anachronistisch geworden wie das Müssen im Sprachschatz der Poeten und anderer Urheber. Statt zu sagen, man könne nicht anders, würde man heute eher bereit sein zu sagen, man könne nichts anderes.

Sollte und darf der Philosoph sich nicht wenigstens in die Nachhut der Aufklärer selbstverstehend einordnen? Die nächste Aufklärung kommt bestimmt, und dann ist die Nachhut Vorhut gewesen. Aber was muß einer tun, um sich vor sich selbst als Aufklärer auszuweisen? Aufklärer leben von den Verfinsterungen der anderen, und welches diese sind, das zu bestimmen geht jeder Aufklärung voran. Ist er zu diesem Kunstgriff nicht bereit, hängt es erstaunlich wenig von seinen Absichten ab, ob er ein Aufklärer wird oder nicht. Es scheint dann an der Eignung verdunkelter geistiger Bestände zu liegen, gerade durch diesen aufgeklärt zu werden.

Sollte die Verlegenheit auf die Frage nach dem Selbstverständnis nicht eine zu viel sein? Das Bedenkliche im Umgang mit diesem zeigt sich daran, daß Selbstverständnis der potentielle Feind des Selbstverständlichen ist. Im Maße, wie dessen Preisgabe ernötigt wird, lockert sich der Boden, auf dem wir stehen und die Fragen erwarten könnten, die sich durch Unvermeidlichkeit ausweisen. Es liegt Vorsicht darin, Selbstverständnis nur zu haben, wenn man danach gefragt wird, und sich, sollte es zutage treten, so erstaunt zu fühlen wie der Sklave im platonischen Dialog von seiner *Anamnesis*.

Das Selbstverständliche anzutasten zugunsten des Selbstverständnisses hat man nicht lange genug gezögert. Wer bei allem wissen will, wie er sich dazu versteht, wird schließlich nichts mehr verstehen; er hat zwischen Sinnverlangen und Sinnverzicht die Ökonomie des Lebens schon lange verfehlt. Eine Philosophie, die immer wissen möchte, weshalb man was tut und ob man's nicht besser lassen sollte, labt sich an den kleinen Konflikten und wird ungewärtig ihrer Ohnmacht vor den großen. Einer, der nicht recht weiß, ob er nicht vielleicht mein Feind sein müßte, tut mir leid – er hat einen kostbaren Augenblick seines Lebens verschwendet.

Wiederum Nietzsche hat die Parabel von einem erfunden, der den unstillbaren Drang hat *zu sehen, was Keiner sehen will – sich selber*,⁴ dazu noch hat er einen zu großen Mangel an Schweigsamkeit, um nicht preiszugeben, was er bei sich gesehen und verstanden hat. Zuerst erregt er Anstoß, dann Verdacht, wird von der Gesellschaft geächtet, schließlich von der Justiz erfaßt, die ihn den Weg zum Ende gehen läßt. Der anonyme Held der Geschichte war nicht nur mit seinem Defizit an Diskretion geschlagen, sondern dem zuvor noch mit der Undichtigkeit des Schutzschirms, der dem Menschen zu seinem Glück verliehen ist, undurchsichtig zu sein: Dieser war es nicht für sich selbst. Der Bedeckung seiner letzten Blöße bedarf der Mensch eben nicht nur vor den anderen, auf deren Dezenz er nicht rechnen kann, sondern auch, vielleicht noch mehr, vor sich selbst. Die Lust zu sagen, was man sieht, ist eine der Verführungen, die auch vor dem nicht haltzumachen scheint, was eben ›Selbstverständnis‹ heißt.

Fragt man, was zu dem von Nietzsche unverantwortlich genannten Hang führt: zu sehen, was keiner sehen will, stößt man

4 [Friedrich Nietzsche, *Menschliches, Allzumenschliches* I, 65. In: ders., *Musarion-Ausgabe*, Bd. 8, 79; KSA, Bd. 2, 80.]

zum abersten Male auf des Menschen Vergänglichkeit. Das Individuum, das seiner Durchsichtigkeit für sich selbst nicht zu entgehen vermochte, erfährt schließlich diese in einer Einzigkeit, wie sie bei anderem nur die Kostbarkeit des Singulären besitzt – es muß fast unerträglich sein, für sich zu behalten, was der Welt sonst eines kurz bevorstehenden Tages endgültig verlorengehen könnte. Man wird sie zur *Memoria* überreden: durch Rückhaltlosigkeit in der Darbietung eines Unikats. Daher in Nietzsches Parabel die Furchtlosigkeit vor den Folgen: Gefängnis und vorzeitiger Tod. Es müssen nicht immer diese sein.

Denkt man daran, daß die Kurzgeschichte eines Bekenntnis-süchtigen 1876 niedergeschrieben ist, verwundert nur die Zeitspanne, die noch nötig war, um die Technik der erlisteten Selbstdurchsichtigkeit zu erfinden, die unser Jahrhundert extensiv beschäftigen sollte. Jener Hang mochte so lange verhängnisvoll erschienen sein, wie er nichts auszurichten vermochte gegen das schleichendste Übel des Menschen: die Vielfalt seines Unbehagens an sich selbst. War aber erst eine Heilspremie von unendlicher Unbestimmtheit auf den Bruch des Siegels der Verschwiegenheit gesetzt, konnte jener Hang zum Sehen- und Sagenwollen zum Inbegriff von Verantwortlichkeiten für den Menschen avancieren. Selbstverständnis, wie unvollendet auch immer bleibend, verfloß mit einem der großen Versprechen des letzten Jahrhunderts im Jahrtausend: Gesundheit.

Die Schwäche der Philosophie ist, daß sie nicht aufgeben kann, weil sie hinter sich nichts mehr hat, woran sie ihre Lasten weiterreichen könnte, auch nichts haben will und darf. Diesen Hintergrund hat sie als einen unbesetzten zu verteidigen und gegen die Besetzung mit Angeboten abzuschirmen, die aus rätselhaften Gründen gelegentlich erfolgreich sind. Dazu gehören nicht nur die sektiererischen Aktualitäten der Saison, sondern auch und zumal die Formationswechsel in der Philosophie selbst. Für ein mit ihr verbrachtes Leben ist es die erschreckendste Erfahrung, daß auch sie die Phasenwechsel erleidet, der andere Arten von Erregungen des Gemüts unterliegen.

Wenige akademische Jahrzehnte genügen, um dessen inne zu werden, wie wenig dazu gehört, ein neues Vokabular aufzulegen, eine Garnitur von Namen durch eine andere zu ersetzen, die eben Dahingegangenen in tiefe Vergessenheit nicht nur, mehr noch: in eine Art von Verfemung versinken zu lassen. Husserl wurde nicht

erst fluchtartig im Stich gelassen, als der Ungeist ihm die Tore der Universität verschloß; ein halbes Jahrzehnt zuvor schon zerging seine Bindungskraft für die phänomenologische Schule so gründlich, daß sie nicht einmal nach dem Zweiten Weltkrieg wiederhergestellt werden konnte. Erst die emphatische Wiederentdeckung eines schon 1924 beiläufig ausgegebenen Stichworts, der ›Lebenswelt‹, wurde ein halbes Jahrhundert später fast zum Erfolg der Intentionen, in deren Zusammenhang es debütierte hatte. Aber eben nur fast.

Das Schlimme an der Erfahrung des Phasenwechsels ist, daß sie gegen das Ganze und seine Geschichte ausschlägt. Sie nährt den Verdacht, seit je könnten die Druckmittel der Zeitgeister so billig gewesen sein wie im eigenen Erfahrungszeitraum. Plötzlich erscheint es nicht mehr als ein Stück sacherzwungener Konsequenz, daß Kant – noch kaum, daß er [es] ausgesprochen hatte – das Wort aus dem Mund und die Fackel aus der Hand genommen wurde, um ins Licht zu setzen, was er im Dunkel gelassen haben sollte – und tatsächlich gelassen hatte. Nicht ohne einige überspielte Verlegenheit, wie wir sie aus den Fragmenten seines Spätwerkes kennen und von der man wohlwollend gemeint hatte, sie sei der Grund für die Jüngeren gewesen, ihm derartiges nicht durchgehen zu lassen. Aber glaubt das noch einer, der der Blütezeiten und Untergänge von Schulen dieses Jahrhunderts ansichtig geworden ist?

Was wäre dem möglichen Selbstverständnis eines Philosophen abzufordern gewesen? Gewißheit, unter der Fuchtel des Zeitgeistes furchtlos zu stehen, wie jener von Horaz beschriebene Stoiker, der noch im Zusammensturz des Himmels unerschrocken aufrecht bleiben sollte? Diese Gewißheit wird es nicht geben. Und nichts ist unverzeihlicher am vermeintlichen Selbstverständnis als dies, sie nicht besitzen zu können. War es nur eine Karikatur oder mehr, was ein kaum oberflächlicher Beobachter vor noch nicht langer Zeit schrieb, in der Philosophie würde es genügen, daß sich drei Assistenten zusammentäten, um einen Autor aus dem Nichts in den Kanon der obligaten Texte emporzuheben? Ach, kaum war das geschrieben, gab es die Assistenten nicht mehr, die dem Analytiker der Lage hätten recht geben können. Sie waren Opfer des Weltgeistes geworden, vertreten durch den Verband ihrer Amtsvorgänger, der überaus erfolgreich gewesen war mit der Forderung, so einflußreiche Ämter abzuschaffen.

Die Philosophie behandle eine Frage wie eine Krankheit, hatte Wittgenstein geschrieben, und nicht zufällig ungefähr gleichzeitig mit dem Ausspruch Freuds, wer nach dem Sinn des Lebens frage, sei krank. Aufs Ganze dieses Lebens hin betrachtet, ist es eine pathologische Sonderbarkeit, Fragen zu stellen, deren Beantwortung, wäre sie möglich, ebenso lebensstörend sein müßte wie ihre Unbeantwortbarkeit. Allerdings, wer sich der Antwort verweigert und sich darauf beruft, nur Fragen seien zu akzeptieren, für die sich das Verfahren ihrer Erledigung angeben lasse, darf nicht aus dem Blick verlieren, daß er anderen den Platz überläßt, den zu besetzen er sich weigert. Was Theologien sich leisten und nur deshalb leisten können, weil sie Verweigerung von Antworten als Anerkennung der Verborgenheit Gottes und seiner Vorbehalte gegenüber menschlicher Neugierde zu integrieren vermögen, hinterläßt in anderem Zusammenhang den Sog einer Vakanz. Gelingt es aber ohne Antwortverweigerung, die Verlegenheiten Ausnahmen bleiben zu lassen?

Wie auch immer, es ist gut, daß wir nicht alle Fragen beantworten müssen. Ich möchte nicht die Frage beantworten, welches die mir wichtigste einfache Wahrheit sein mag, die niemanden kränkt, deren Besitz wohl nicht alle glücklich, aber einige heiter machen könnte. Sie ist von Seneca ausgesprochen worden, mit der Delikatesse, die seine Sprache für uns angenommen hat: *Qui potest mori non potest cogi*. Zu deutsch vielleicht: Wer sich davonzumachen weiß, ist nicht bedrückbar.

Ein Futurum

Alles über Futurologie

Ein Soliloquium

- Wir müssen doch nicht alles machen, was wir können.
- Nein, wir *müssen* es nicht.
- Aber?
- Aber wir *werden* es machen.
- Und weshalb?
- Weil wir nicht ertragen, wenn der kleinste Zweifel bleibt, *ob* wir es wirklich *können*.